mfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

AHRGANG 1911 BERLIN/SONNABEND DEN 29. APRIL 1911/HANNOVER NUMMER 61



Panamagirls / Zeichnung von E. L. Kirchner

Zeitgeschichte

Die Kunst am Montag

Der Mensch fröhnt am Sonntag der Lust des Leibes. Nichts ist natürlicher, als dass am Montag das schwache Fleisch den willigsten Geist findet, sich künstlerisch auszuleben. Zu diesem Zweck sind unter anderem die Montagszeitungen erfunden worden. Sie erscheinen nach den allerhöchsten Feiertagen Dienstags und nehmen als Organ des Publikums auf den verdoppelten Schwächezustand Rücksicht. Am Dienstag nach Ostern sind tatsächlich alle bösen Geister auferstanden. Das Berliner Tageblatt mit seinen englischen Heerscharen geriet total ausser sich. Herr Matthias verbreitet sich auf der ersten Seite über Schülerselbstmorde, beklagt, dass die „deutschen Jungens nicht mehr in der Lage sind, Quantitäten Bieres zu vertilgen und aus gesundheitswidrigen Pfeifen energisch rauchen zu können." Ihnen fehlt die Dickfelligkeit. Der Autor bittet für dieses Wort höflichst um Entschuldigung, das heisst der Herr Matthias. Ja, sagt er, die Schule ist reich an verweichlichten Schwächlingen. „Und diese Schwächlinge werden noch obendrein von ungesunder Lektüre pessimistischer Art so ungünstig beeinflusst, dass ihnen der Wille zum Leben, zum geistig-gesunden Leben, und die Kraft, sentimentale und melancholische Regungen niederzukämpfen allmählich gänzlich verloren geht" Freilich, wenn die Schüler das Berliner Tageblatt lesen, werden sie kaum noch die Kraft aufbringen, sentimentale und melancholische Regungen niederzukämpfen. Aber das geistig-gesunde Leben schäumt nur so unter dem Doppelstrich. Da finden sie gleich auf der ersten Seite eine Satire des Herrn Karl Ettlinger zu München. Herr Ettlinger ist kolossal witzig, fast noch witziger als der Bruder Joseph, der aus der Literatur wieder so herausschallt wie niemand hineingerufen hat. Herr Karl Ettlinger, der Satiriker, verspottet die westlichen Damen, die auf dem östlichen Diwan Romane nur oberflächlich lesen. Diese Damen sollen nach Herrn Ettlinger über Bücher sprechen, von denen sie nur den Anfang, das Ende und einige Seiten aus der Mitte gelesen haben. Die Seite eines eines Romans beginnt so: „Ein herrlicher Frühlingstag lag über dem kleinen Gärtchen. Die ersten Veilchen blühten und sandten ihren feinen Duft" Der Roman schliesst: „Richard aber schlang seinen nervigen Arm um Agathens schlanke Taille . . ." Der Herr Ettlinger tut den Damen unrecht Wie glücklich wäre man, wenn sie solche Romane tatsächlich nicht lesen würden. Aber wenn sie so anfangen und so enden, Herrn Ettlinger, werden sie verschlungen. Geschieht es nicht, so sollte man sie zur Belohnung für ewige Zeiten von der Verpflichtung entbinden, die Gedichte Karlchens und das literarische Echo des Bruder Josefs zu lesen und Satiren über sich zu dulden.

Auf der zweiten Seite dieser Feiernummer geht es auch recht lebhaft zu. Herr Dr. Graf Franz Matuschka bricht über dem Strich die bewährte Lanze für Karl Schönherrs Glaube und Heimat. Die bewährte Lanze rennt er dem „Antikulturriesen, dem ultramontanen Klerikalismus" in den Bauch Schönherr soll ihm als Kämpe helfen „Licht zu verbreiten und die Gemüter aufzurütteln." Wenn der Graf mit dem Dichter geht, werden ihn die beiden schon zwingen. Und unter dem Strich tritt der Goethebund (bekanntlich der Herr Sudermann) mannhaft für gute Literatur ein. Jede deutsche Volksbücherei sollte sich schämen, nicht die Werke von Sudermann, Dreyer, Herzog und Presber zu besitzen. Auch die „Nationalbühne" steht wieder einmal in Aussicht.

Auf der nächsten Spalte wird die melodramatische Bearbeitung des Uhlandschen Gedichtes Das Schloss am Meer von Richard Strauss angezeigt Herr Is findet die Gattung zwar anfechtbar, aber sieht doch die „Faktur des Meisters in jedem Takt". Man sollte von einer Klaue nicht immer auf einen Löwen schliessen.

Und endlich, endlich, offenbart sich der Geist der Zeit, nein, offenbart der Zeitgeist vertreten durch Fritz Engel einen neuen Dichter. Herr Engel muss auch mal was entdecken. Herr Engel hat einen Brief bekommen aus einem Dorf im Kreise Neustettin. Von einem Dorfschneider. Und dieser Dorfschneider ist ein Dichter. Zwar weiss Herr Engel, dass „selbst aus karger Ackerkrume seltene Blumen erwachsen können." Berliner Redakteure sollten sich nicht auf die Botanik verlegen. Mir haben Kenner bestätigt, dass die Natur nicht so ohne weiteres Orchideen aus unserer pommerschen Erde spriessen lässt, aber in Berlin treibt sie Blüten, dass man seine gute Mark garnicht wiedererkennt. Bei Herrn Engel offenbaren sich sogar auf dem Felde Geheimnisse, und Quellen dringen hervor, die Herr Engel sicher mit der Wünschelrute gefunden hat. Aber dieser Naturdorfschneider ist ein Phänomen, nicht etwa eine „Naturbegabung" wie man aus der Ackerkrume schliessen könnte, sondern eine „literarische Begabung." So erklärt Herr Engel Er lässt sich den Dorfschneider nach Berlin kommen. Der Mann erscheint auf der Redaktion, „ein wenig erregt" (Berliner Tageblatt, Redaktion, Presse, vastehste!). Der Mann verrät nicht nur ein Streben nach Eleganz, er hat „sogar einen flotten Schnurrbart" und fühlt den Wunsch, sich „gebildet auszudrücken". Er kann sich Herrn Engel gegenüber doch keine Blösse geben! Herr Engel „erlebt die merkwürdige Stunde seines Lebens". Der Schneider offenbar nicht. Herr Engel findet eine Erklärung dieser literarischen Schneiderbegabung in der Tatsache, „vielleicht" in der Tatsache, dass Herr Wittstock, so heisst das neuste Genie, „früher nicht ganz taktfest auf der Brust war." Herr Engel wird nicht seine seine Kameliendame kennen. Der Schneider hat Wilhelm Tell, die Heimat und sämtliche Werke von Frenssen gelesen. Sonst nichts. (In Pommern braucht sich also der Goethebund nicht mehr bemühen). Aber Herrn Engel geht noch immer nicht das Licht über die literarische Begabung auf. Das ist auch nicht so einfach, wenn man einem eleganten Pommern in traulicher Dämmerstunde gegenübersitzt. Aber der Schneider kennt Heinrich Heine nicht. Furchtbarer Gedanke. Herr Engel hat daher sofort die Empfindung, dass der Dichter heute noch „halbblind und halbtaub ist. Aber stumm, oder nur halbstumm ist er nicht." Auch Herr Engel kann den Mund noch nicht halten, redet noch von der Wüste und den Fruchtgefilden und dem Lenz und den kahlen Aesten und den jungen grünen Blättern und den lebenshungrigen Blüten, kurz nur von Botanik. Und das Allerschlimmste, sozusagen das Halbblinde: Herr Wittstock weiss nicht einmal, was das Wort Metrik bedeutet! Und trotzdem kann er dichten. Ja, die Natur ist unerschöpflich. Sie treibt Orchideen in Pommern und Fruchtgefilde in Berlin, Quellen springen aus der Jerusalemer Strasse, Herr Engel kennt Heinrich Heine und das Wort Metrik, und der Herr Wittstock, die unnatürliche Literaturbegabung dichtet also:

> In nebelgrauen weiten Fernen
> sucht brennenden Auges ich das Glück.
> Im Staub des Weltalls, auf den Sternen,
> in drängender Nähe im Augenblick.
> Ich sucht es immer — allerorten — — —
> Ich fand vom Glück nur Widerschein,
> der flimmernd durch die Friedhofspforten
> herüberzittert vom Leichenstein!
> Ich lebe noch!

Und auch so:

> Fühl' noch des Herzens Pochen,
> spür' in den Adern pulsen noch das Blut.
> Schwer drückt das Joch
> und tausendfach zerstochen
> vom Missgeschick, flaggt ab der Mut.

Und auch so:

> Traumdunkle Dämmerstunde
> legt sich wie Schmerz auf die Glieder.
> Wühlt in vernarbten Wunden,
> wecket das Schlummernde wieder.
> Längst entschwundene Freuden.

Ich verpfichte mich, Herrn Wittstock sämtliche Werke von Heinrich Heine kostenlos zu übersenden. Herr Engel aber hat bis Pfingsten Zeit, einen Schuster zu finden, der hoffentlich bei seinen Leisten bleibt.

Auch Herr Walter Turszinsky ist der Ansicht, dass nur die Dichter dichten und die Schauseler Komödie spielen sollen. Man wird es vielleicht in nicht allzuferner Zeit erleben, Herrn Turszinsky leibsaftig auf der Bühne zu sehen Er ist „überzeugt, dass mancher Dramatiker für den Beruf des Schauspielers viel mehr befähigt ist" Man wird sich seine Stücke in Zukunft versagen müssen, denn nur die Dichter sollen dichten. Herr Turszinsky wird vorsichtiger. Man hat ihn überzeugt — wir haben das unsrige getan — dass er ein Kaufmannsdeutsch schreibt. Aber „ich gebrauche hier mit Absicht Worte aus dem kaufmännischen Vokabularium." Er gibt die Absicht zu, und man ist doch verstimmt. Ja, die bösen Literaten gönnen dem armen Kaufmann nicht sein Stückchen Brot, mit dem er womöglich noch Weib und Kinder ernähren muss. Er findet, es „unsozial, dass der Professor, der Reichtagsabgeordnete, der Börsianer, der Grosskaufmann in ihren Mussestunden mit denselben Dingen ein Spiel treiben, mit denen die andern ihr Leben machen müssen." Gewiss Herr Turszinsky hat Recht, das Leben ist schwer. Aber warum soll dem Kleinkaufmann gestattet sein, sein Leben mit Dingen zu machen, die dem Künstler das Spiel bedeuten. Geschäft ist Geschäft. Man muss leben Aber warum hat denn Herr Turszinsky, wie er sagt, die Kunst als Lebensaufgabe oder sogar als Beruf gewählt? Das ist eben sein Ruin. Den Beruf kann man sich in jeder Branche wählen, aber zum Künstler, Herr Turszinsky, muss man berufen sein.

Der geopferte Gott

Seit einigen Wochen hat sich eine kleine demokratische Wochenschrift in zwei Teile gespalten. System Zauberlehrling Der eine ist gänzlich literaturrein geworden, was einen Vorteil für die Demokratie und die Literatur bedeutet. Dafür ist der zweite Teil desto „literarischer". Der Herausgeber hält Eulenberg, einen nicht geschmacklosen Hebbelepigonen, für ein Genie, propagiert mässige Lyrik, schwärmt für alles Zeitgenössische und findet es auf jeden Fall bedeutend, wenn es nach neunzehnhundert verfasst ist. In Deutschland bildet sich immer mehr die Methode heraus, eine Zeitschrift herauszugeben, um sich selber als „Persönlichkeit" zu fühlen. Solange diese Herrchen für die unveräusserlichen Volks- und Menschenrechte eintreten, kann man ihnen ihr Vergnügen gönnen Wenn sie aber eine Aktion für die Literatur unternehmen, bricht der grosse, der panische Schrecken aus Karl Kraus hat es mit dem Demokraten verdorben. Der Herausgeber der anderen Hälfte der Wochenschrift geht einfach nicht mehr mit Er erklärt ausdrücklich, dass der Karl Kraus, den er verehrte, für ihn tot ist Er hat Karl Kraus für ein nationales Ereignis erklärt, es ist ihm so offenbart er, in relativ kurzer Zeit gelungen, sich zu einer Revakation seiner Meinung zu zwingen. Karl Kraus erkennt die Götter des Demokraten nicht mehr an. Und nach dem berühmten konfessionellen Muster erklärt der halbe Demokrat nun seinen einstigen Gott für einen Götzen Wenn er wüsste, wie wohl es den Göttern ist, sobald ihnen schlechte Opfergerüche erspart bleiben. Die Götter sorgen selbst für ihre Opfer mit starker Hand. Sie sind nicht auf demokratische Gnade angewiesen. Sie wünschen keine Gemeinde. Sie danken für eine Aktion Man lebt noch nicht, wenn man totsagt und seine „Meinung" hat

Der Posener Dürerbündler

„Was will das Gedicht sagen? Was will es bedeuten? Tag und Nacht verfolgt mich der brennende Gedanke, lässt mir die unablässige ruhelose Frage keine Ruhe" Sein Herz ist schwer. Was will es bedeuten, dass er so traurig ist? Ein Gedicht aus dem Sturm kommt ihm nicht aus den Sinn. „Auf verschiedenen Redaktionen habe ich schon um Auskunft gebeten, aber niemand kann mich belehren". Wie kann der Mann auch so naiv sein, sich bei Redaktionen über Lyrik informieren zu wollen. Ich möchte dem Dürerbündler, der der Posener Zeitung seinen Schmerz klagt, gern seine Nachtruhe wiedergeben. Er wende sich vertrauensvoll an mich. Vielleicht kann dem Mann geholfen werden.

Sezession

Vorbericht

Auch über die Sezession wird noch immer von der „grossen" Presse geschimpft. Ein gutes Zeichen, wenn soetwas noch bei der zweiundzwanzigsten Ausstellung geschieht Die meiste Aufregung erzielten die Expressionisten. Herr Donath hat folgendes über sie zu sagen:

> Ich möchte nur kurz noch den jüngsten französischen Import erwähnen: die Expressionisten Henry Manguin, Jean Puy und Konsorten. Was jene mit ihrem rohem Geklexe wollen, das mögen ja die „neusten" Ziele französischer Malerei sein; was sie aber ausdrücken, ist nichts weiter als Unfähigkeit.

Ich brauche den Leser des Sturms wohl nicht zuversichern, dass diese Behauptung Blödsinn ist. Man kann den Berliner Kunstkritikern nicht ausreden — sie zu überzeugen bleibt ganz unmöglich — dass die Maler nicht die Verpflichtung haben, von den Herren gesehene Bilder nochmals zu malen. Für diese Zwecke sorgt ja übrigens die grosse Berliner Kunstausstellung usgibig. Ueber die Expressionisten wird hier noch

hrlich gesprochen werden. Es seien vorläufig die en Henri Manguin, Pablo Picasso, Othon Friesz Kees van Dongen genannt. Von Honoré Daumier, ; Pascin und Ferdinand Hodler sind wundervolle r ausgestellt. Die eigentliche Sezessionisten halten bliches Niveau. Der langweilige Oberländer wird nal sehr amüsant durch Emil Pottner (Badende n) und Adolf Eduard Herstein (Ziegenstall) ersetzt. stärkste Individualität unter den den Bildhauern ist : Barlach.

Trust

erialtäuschung

Wie die Zeitungen berichten, ist auf der Grossen ner Kunstaustellung 1911 eine grosse Austellung monumentale Malerei in Vorbereitung. Es geplant, die Kartons und grossen Entwürfe nicht früher in Rahmungen an die Wand zu hängen, ern es soll „in eigenartiger Weise dafür gesorgt ien“, dass die Täuschung hervorgerufen wird, als diese direkt auf die Wand gemalt seien. — Also Wiederaufleben der monumentalen Malerei im Zeichen unlauteren Wettbewerbes. Zugleich ein Beispiel für Fälschung der Arbeitstechnik

H. P.

ie Volksversammlung

n Max Brod

es Kapitel des Romans „Jüdinnen“, der demnächst im Verlag Axel Juncker erscheint

Die Versammlung fand in Schönau statt, zwei e ehe Hugo abreiste. Nussbaum hatte das Thema, n vielen Beratungen mit Irene geändert, und sprach r „Nationale und konfessionelle Duldsamkeit“. Aniessend sollte sein Freund Pitroff über „Russische tände“ referieren. Als Einberufer zeichneten ein ksbildungsverein und ein freisinniger Arbeiterverein . . . ge vor Beginn war der Saal gedrängt voll, Zigarench stieg die grünen Wände empor, man speiste an Tischen, zwischen denen Kellnerinnen mit weissen ürzen, an der Seite grosse Ledertaschen, herumen, jede eine Traube zahlloser Bierkrüge an der id. Bald kamen neue Leute, verstellten die Türen die Gänge zwischen den Tischen, mussten jeden enblick ersucht werden zur Seite zu treten, und mten nun wie auf einem Korso hin und her. Nur Tisch in der ersten Reihe war für das Komitee geblieben. Und es erregte allgemeines Aufsehen, Irene am Arm Nussbaums, hinter ihnen Kamilla per mit Pitroff, in auffallenden Kleidern hereinschten und von den beiden Vortragenden galant an reservierten Tisch geleitet wurden. Es wurde ein ment fast ganz ruhig, nur ein Summen blieb statt lauten Geschreis. Hugo glaubte, sein Herz bleibe e stehn.

Er hatte mit Alfred unter einer seitlichen Galerie s gefasst, von wo aus man wohl hören, aber wenig en konnte. Zwischen Köpfen und Rücken durch sich ein wechselnder, immer wieder anders benzter Anblick auf das Podium, wo an einem Tisch nrere Herren Platz genommen hatten und in die sammlung schauten. Wollte man einen bestimmten Auge fassen, so musste man beständig mit dem ofe hin und herrücken, je nachdem sich in den derreihn irgend eine Gestalt bewegte; und es chte auf Hugo den Eindruck, dass durch diese nevolle Arbeit erst die schwüle Hitze entstehe, die Saale lagerte. Denn er sah alle Köpfe hin und wackeln, einer vom anderen behindert, und alle cken schwitzten schon in diesem beständigen Pendeln, Taschentücher fuhren schon an die Nacken und die Glatzen . . .

Auf dem Podiumtisch hatte der Regierungsbeamte ne Kappe gelegt, steil und streng wie diese lag, s er selbst da, der einzige Mensch im Saal ohne ere Regung. Die Ausschussmitglieder neben ihm chteten ihn nicht . . . Endlich trat Nussbaum auf. endwo vorn gab man das Zeichen zum Applaus. ne? . . . Nussbaum dankte schon. Da erst apudierten mehrere . . . Er ergriff einen Sessel, tzte sich auf ihn, zog ihn an sich, so dass nur die den Hinterbeine standen, und hinter dieser Verschanzung, die er bald hob, bald senkte je nachdem er den Zuhörern sich nähern oder entfernen wollte, begann er eindringlich leise zu sprechen. Hugo musste das geschickt finden. Doch konnte er es nicht über sich bringen zuzuhören . . . Er sah im Saal umher, nur um Irenens Gegenwart zu vergessen. Auf weissen Pilastern, die die grüne Wand gegenüber teilten, standen hoch oben und nur infolge ihrer bekannten charakteristischen Gestalt kenntlich zwei Büsten: Der Kaiser und die Kaiserin. Von je drei Gaslampions, die in ein Bündel vereinigt hingen, war nur einer angezündet; Offenbar war der Saal ein Tanzsaal, seinem ganzen Aussehn nach, und offenbar zählte er auch Tanzfeste eher zu seinen Ruhmestagen als diese Versammlung. Auf dem Podium in der Nische spielte wohl sonst das Orchester . . . Ein Schrei weckte Hugo. Neben ihm, in der leeren Galerie, trampelte arglos ein kleines dickes Mäderl, das Töchterlein des Wirts vielleicht. Erschreckte Kellner stürzten darauf los, beförderten es hinaus. Einige Frauen sahn wohlwollend auf das gesunde Kind, alles andere vergessend. Die Menge war über die Störung entrüstet. Man hörte „Pst“ und „Ruhe“. Hugo selbst entdeckte ein böses Gefühl in sich: Mochte es auch nur ein wenig gestört haben, es freute ihn, gewiss war Nussbaum um eine Pointe gekommen . . . Der aber liess sich nicht entmutigen, am wenigsten durch so einen lächerlich kleinen Zwischenfall. Jetzt war er in Feuer gekommen. Er baute parallele Sätze, die minutenlang hintereinander mit: „Sie haben — Sie haben — Sie haben“ anfingen, einer den anderen überbietend. Hugo fand ihn eintönig, auf den Sinn konnte er seine Aufmerksamkeit gar nicht einstellen. Und was machte Irene indessen? Bei jedem Lächeln, das Nussbaum gefällig die Rinne seines Bartes hinab ins Publikum schickte, glaubte Hugo, es gelte speziell dem reservierten Tisch vor ihm und namentlich dieser Irene, dieser . . . Und ihr Bruder stand neben ihm. Was sollte man da machen? Ihn erschlagen? Freundlich zu ihm reden? Etwas musste geschehn und Hugo empfand es segensreich, das wenigstens dieser Bruder da war, das Blut dieser Frau, die ihn heute mehr erregte als jemals. Ja in einem Moment, da er sich vorstellte, auch dieser Bruder sei nicht neben, ihm man habe ihn also ganz allein gelassen, war er einem Schwindelanfalle nahe . . . Indessen wurde Nussbaum von Beifallssalven unterbrochen Was hatte er gesagt? Unmöglich, das zu erforschen, unmöglich, zuzuhören überhaupt, so wenig interessierte es ihn. Nur der Beifall lenkte ihn von Zeit zur Zeit aus seinen wütenden Gedanken auf die Rede. Und Alfred hörte zu. Warum hörte er zu? . . Der Redner sagte: „Ich komme zum Schuss.“ Alles atmet, horcht gespannter auf, auch Hugo konnte sich der allgemeinen Wallung nicht entziehn, wenn er auch nicht hinhorchte, wandte er sich doch wenigstens genauer in die Richtung, woher die Stimme kam. Doch war das nur ein Trick gewesen, um die Zuhörer zu ermuntern. Unvermindert redete Nussbaum weiter, ja er gebrauchte sogar diesen Trick noch einmal, und wieder wurde alles mäuschenstill. Wahrscheinlich ist das ein gebräuchlicher Trick aller Volksredner, dachte Hugo . . Manchmal wieder steigerte Hugo seine Stimme, schrie so, dass man ihn im Finale glaubte, gab rückhaltslos alles her, was noch in ihm war. Ein Beifallssturm war der Lohn. Er benützte ihn, um auszuruhn, und der Pause, wenn der Lärm abflaute, setzte er mit ganz leiser Stimme wieder ein, sparend bis zum nächsten Höhepunkt . . . Er hatte klug die wirkungsvollen Stellen zerteilt, er erzählte Anekdoten, er wusste Ernst und Humor abzuwechseln. Das Publikum folgte ihm gespannt, ging auf jede Wendung ein. Man unterbrach ihn mit Zwischenrufen der Zustimmung, gruppenweise. Das fiel wenig auf, das schien so im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu liegen. Manchmal aber war ein einzelner so weit hingerissen, das er eine rehtorische Frage beantwortete. „Wollen sie etwa . . .“ fragte Nussbaum, angstvoll und voll Entrüstung, und eilte schon weiter. „Nein,“ rief jemand entschlossen. Man kicherte, aber doch nur, um im nächsten Moment den Redner um so stärker zu bewundern. Jetzt apostrophierte er die Studenten: „Nur deshalb geniessen Sie ja eine ausgezeichnete Stellung in der Bevölkerung, damit Sie die Schätze der Kultur empfangen und weiter verteilen . . .“ „Bravo“ schrie ein besonders Bildungsbedürftiger, laut und schmerzlich . . .

„Nun, fühlen Sie sich geehrt, als Student?“ wandte sich Hugo an Alfred.

„Ich höre gar nicht zu. Ich denke an etwas ganz anderes.“

„Sie auch . . . Was denn?“

„Wann spricht eigentlich dieser Pitroff?“ Alfred lugte im Saal umher, jetzt erst bemerkte Hugo, wie aufgeregt er war.

„Ich weiss nicht . . . So eine Versammlung ist doch schrecklich langweilig . . . Das einzig hübsche hier sind doch noch die Damen.“

„So so“ überlegen-schalkhaft drohte Alfred mit dem Finger. „Mir scheint, Sie sind ein kleiner Frauenliebhaber, was . . .“

„Ja, ich liebe die Frauen“ sagte Hugo und wandte der Versammlung den Rücken Hier in der Galerie konnten sie ungestört reden und Hugo hatte das heftigste Bedürfniss seine innere Spannung durch irgend eine Gemütserregung auszulösen. Also bekannte er gleich alles und brannte darauf, zu reden und im Reden sich selbst zu erkennen: „Ja, ja, ich gestehe es, ohne Frauen könnte ich nicht leben. Das Leben erschiene mir wertlos und lichtlos ohne sie . . . Schauen Sie, — schauen Sie, Herr Popper — ich bin nicht sinnlich. Aber ich will Liebe, ich will ein Herz für mich haben, eine Frau, die mit mir fühlt, die an mich denkt wie an ihren Freund und Bruder, ein Ideal der Frau mit einem Wort. Sehn Sie, ich liebe die Frauen. Ich achte die Frau, ich bin, kurz und gut, froh und glücklich, dass es Frauen auf der Welt gibt. Das ist das Ganze. Nützen mir die Frauen? Ich weiss es nicht, darauf kommt es auch gar nicht an. Ich bin gar nicht geneigt, diese Frage zu untersuchen. Ich sage nur das eine: Schon dass sie helle Kleider tragen, dafür bin ich ihnen dankbar . . . Lachen sie nicht . . . Stellen sie sich doch einmal vor, es gebe keine Frauen auf der Welt, wie langweilig zum Krepieren wäre das . . . Ich bin glücklich, dass es Frauen gibt, das sie mich anschauen und mit mir sprechen, das sie anderer Meinung sind als ich und gerade in so weiblicher Art und anderer Meinung als ich. In jeder Beziehung sind Frauen besser und vollkommener als die Männer, das weiss ich und nichts weiss ich so fest wie dieses. Das ist die Wurzel meines Lebens. Können sie das so ganz und gar nicht begreifen? Ja, ja, Sie haben Recht, ich habe so eine Frau, wie ich mir sie denke, noch nie kennen gelernt, das gebe ich ohne weiteres zu. Aber ich behaupte ferner, dass das ganz egal ist, ein durchaus gleichgiltiger Umstand . . .“

Lauter Beifallsjubel erhob sich nebenan, in den Nussbaum noch das Wort „Fortschritt“ mit höchsterhobener Stimme hinein schrie. Er machte eine Pause.

Hugo gleichfalls, bis ruhig geworden war.

Dann fuhr er fort: „Mein Ideal lebt so fest in mir, diese sanfte gutartige wohltätige Frau, dass es im Leben vielleicht garnicht erscheinen kann. Ich halte es gleichsam in meinem Innern fest. Vielleicht ist es überdies nur eine Folge meiner geringen Lebenserfahrung, das ich nòch nie ein derartiges Mädchen getroffen habe. Auch das ist möglich. Aber woher nährt es sich den eigentlich, wenn nicht aus dem Leben, sage ich mir, dieses Ideal. Ich bin durchaus nicht so eingebildet, es für meine Erfindung zu halten, meine Dichtung. Nein, die Sache verhält sich vielmehr so: Ich verkehre gern mit Frauen, ich verehre sie und immerfort bemerke ich auch kleine verehrungswürdige Züge an ihnen, einmal die hellen lustigen Kleider zum Beispiel, einmal eine reizende Bemerkung, eine stille Güte. Gut und diese kleinen Züge sickern, fast unbemerkt, in mich hinein und bauen sich zu meinem Ideal auf. Wem schulde ich also dieses Ideal? Den Frauen. Ich schulde es ihnen, nicht sie mir, wohlgemerkt. Deshalb ziemt es mir auch, demütig mit ihnen zu reden, nicht zuviel zu verlangen, garnichts vielmehr, ihnen zu danken, und gut ist es Und so gern tu ich das und so gern bin ich bei ihnen, sehr gern. Die Luft schon in ihrer Nähe tut mir wohl. Und ganz dunkel wird es mir um den Kopf, wenn ich nur eine Weile unter Männern stehe, Kopfschmerzen bekomme ich . . .“

„Jetzt spricht er wirklich nicht schlecht,“ unterbrach ihn Alfred, der sich von dem letzten Applaus an nur noch mit Nussbaum beschäftigt hatte.

In diesem Moment erhoben sich alle und schwenkten die Gläser. Von drei Männern wurde Nussbaum im Triumph vom Podium geholt. Er war zu Ende. Man toote. Der Tribun lehnte sich mit Würde an seine Begleiter, die ihn die Stufen herab mehr trugen als führten. Ernst und gefasst blickte er in den Tumult, ohne auch nur für einen Moment durch ein bescheidenes Lächeln die Begeisterung und den Beifall

zu schwächen . . . Auch Irene hatte sich erhoben, sie breitete die Arme weit aus und führte dann langsam die Hände zusammen, sodass es weithin sichtbar, wenn auch vielleicht überhaupt nicht hörbar war. Hugo drängte sich durch das Gewühle vor. Reichte sie dem Kerl nicht einen Lorbeerkranz? Ach nein, das war nur eine Blume. Nur? . . . Schrecklich, in diesem Saal mit ihr beisammen zu sein, zwischen vier Wänden, und doch ohne den mindesten Zusammenhang. Er schaute an die Wände: Diese Wände also umfassten sie und ihn, und es nützte nichts . . . Endlich stand er, längs der Säulenreihe fortgeschoben, ihr gegenüber. Er grüsste sie, jetzt erst an diesem Abend. Sie dankte durch ein Nicken, kalt und zerstreut. Er fühlte den Boden unter seinen Füssen sinken.

Alfred war ihm nachgefolgt: „Jetzt spricht Pitroff, nicht wahr?"

Er antwortet nicht, eine leichte Herzschwäche verspürend.

„Wo bleibt nun die Bande?" Unstet sah sich Alfred im Saale um, auch er schien etwas zu suchen, zu vermissen. „Eine Hetz wird das, wie noch nie! Wenns nur gelingt . . ."

Schluss folgt

Der Relativismus in der Rechtsphilosophie und seine Überwindung durch die Restitution des Willens

Von Kurt Hiller

III

Die Rolle des Kriteriums spielt in der praktischen Philosophie der Wille. Deshalb ist es grundsätzlich verkehrt, die Frage nach der „Richtigkeit" eines Willensinhaltes aufzuwerfen. Nur dort, wo Vorstellungen von dem Gefühl des Seins begleitet sind, ist die Frage nach der „Richtigkeit" ihrer angebracht, nicht aber dort, wo sie von dem Gefühl des Sollens begleitet sind.[1]

. . Die Kontroverse zwischen Intellektualismus und Voluntarismus ist aus der Psychologie her bekannt; da freilich trägt sie das Stigma der Scholastizität: denn welches der „psychologische Grund", die „eigentliche Quelle", das „ursprüngliche Prinzip", die „letzte Ursache" des seelischen Lebens sei, ob die Vorstellung oder der Wille, — das ist eine Frage, die nicht nur unlösbar, sondern bereits mit hervorragendem Ungeschick gestellt zu sein scheint; so dass es keiner besonderen hellseherischen oder hellhörerischen Gabe bedarf, um schon heute das herzliche Gelächter zu vernehmen, das spätere, pragmatischere Jahrhunderte über diese gleichgiltige Problematik erheben werden. Aber so belanglos die Antithese für die Psychologie sein mag, so wesentlich ist sie für die Ethik.

Unter den rechtsphilosophischen Schriftstellern scheinen mir Radbruch und besonders Somló Witterung hierfür zu haben. Radbruch, in seinem Meisterwerk „Einführung in die Rechtswissenschaft",[2]) reduziert alle Streitfragen de legibus ferendis auf den einen Gegensatz zwischen individualistischer und überindividualistischer Staatsauffassung und erklärt sofort, in strahlender Eindeutigkeit: „Dieser Gegensatz der staatsphilosophischen Auffassungen heischt von uns nicht eine Entscheidung, sondern eine Stellungnahme: der Verstand und die Wissenschaft muss vor ihm verstummen, allgemeingiltige Wahrheit gibt es hier nicht, nur der durch Selbstbesinnung aus der Tiefe der Persönlichkeit geschöpfte Wille kann, verschieden von Mensch zu Mensch, die Wahl treffen".[1] Und, das Kapitel über das Strafrecht einleitend, polemisiert er gegen die übliche Fragestellung, welchen Zweck die Strafe habe: „Wie von der Welt im ganzen, wie von allem, was nicht Menschen zweckbewusst geschaffen haben, so gilt auch von der Strafe, dass sie, für die mannigfachsten Zweckbestimmungen empfänglich, doch einen bestimmten Zweck nicht habe, es sei denn den, den man ihr setzt. Welchen Zweck wollen wir der Strafe setzen? so also lautet unsere Frage, die mithin nicht von unserem forschenden Verstande, sondern von unserem zwecksetzenden Willen beantwortet werden will."[2]

Und Somló[3] äussert: „Die Massstäbe zur Bewertung des Rechts werden nicht von der Rechtsphilosophie gedankenmässig produziert, sie sind bereits vor aller Rechtsphilosophie gefühlsmässig da und wollen auch seitens einer Rechtsphilosophie nur angewendet werden."

Somló's geistvoller Versuch nun, dem Relativismus zu entrinnen, verlangt eine besondere Besprechung.

Nach trefflicher Widerlegung des Positivismus und des kantianischen Objektivismus stellt Somló fest, kraft sympathischen Funktionierens seines intellektualen Gewissens, dass wir zu der prinzipiellen Möglichkeit so vieler verschiedener Inhalte von Richtigkeitsgefühlen gelangen müssen, als es Menschen gibt. „Denn die etwaigen tatsächlichen Uebereinstimmungen der bezüglichen Inhalte müssten von diesem Gesichtspunkte aus immer als etwas rein Zufälliges, prinzipiell nicht in Betracht Kommendes angesehen werden . . . Es liesse sich demnach keine einzige sittliche Norm denken, welche zu leugnen nicht jedermann, ausser dem Urheber der Norm, das gute Recht hätte."[4] Ausgezeichnet bisher! Nun ist aber Somló immer noch darauf aus, an das Seinsollende „Massstäbe der Richtigkeit" anzulegen; er vermag der kritizistischen Folterbank nicht zu entsagen. So lässt er denn die Resultate seines erbarmungslos-konsequenten Nachdenkens schnöde im Stich, als blosse Ergebnisse einer „Analyse der Bewertungen im Individualbewusstsein", und behauptet, dass es dergleichen Bewertungen „in der prinzipiellen individuellen Isoliertheit", wie er sie „vorläufig angenommen" habe, garnicht gebe; vielmehr drücke die Tatsache eines individuellen Sollensgefühles immer zugleich die Tatsache einer sozialen Wertung aus. Das individuelle Sollensgefühl sei „der Index" oder „das Segment" einer überindividuellen Wertung. Es sei ein Fehlschuss, dass es prinzipiell soviel verschiedene Inhalte des Sittlichen geben könne, als es Menschen gibt. „Im Gegenteil bezeugt jedes besondere individuelle Sittlichkeitsgefühl bereits durch seine Existenz die inhaltliche Uebereinstimmung solcher Gefühle seitens einer Vielheit . . . Folglich kann es nicht so viele verschiedene Inhalte des Sittlichen geben, als es Menschen gibt, sondern es kann nicht mehr verschiedene Inhalte des Sittlichen geben, als es solche übereinstimmende Vielheiten gibt."

Soweit diese Auseinandersetzungen phänomenologisch sind, sind sie gewiss richtig; es gibt tatsächlich nicht so viele Sittlichkeiten, als es Menschen gibt; das heisst: es gibt nicht so viele Sittlichkeiten, als es a priori geben könnte. [Ein neues Beispiel für die „Duplizität der Ereignisse", auch der philosophischen Ereignisse: dass zu annähernd derselben Zeit, als Somló dies veröffentlicht, Georg Simmel — in seinem neuen Buche — eine Lehre vorträgt, nach der es ausser der individuellen Subjektivität und dem allgemein überzeugenden, logisch-objektiven Denken noch ein Drittes gibt, nämlich „die Schicht der typischen Geistigkeit in uns"; es äusserten sich in uns „geistige Energien, deren Betätigungsinhalte nicht subjektiv-individuellen Wesens sind, ohne darum doch die Nachzeichnung eines Objektiven, das dem Subjekt gegenüberstünde, zu sein."[5]] Aber so wahr der Somló'sche Gedanke als phänomenologisches Aperçu ist, so gering ist seine normative Bedeutung. Mag immerhin „jedes besondere individuelle Sittlichkeitsgefühl bereits durch seine Existenz die inhaltliche Uebereinstimmung solcher Gefühle seitens einer Vielheit bezeugen", so ist darum doch keineswegs ein individuelles Sittlichkeitsgefühl deshalb richtig, weil es zugleich das Sittlichkeitsgefühl einer Vielheit ist, und keineswegs dann falsch, wenn es, was doch denkbar ist, von anderen Individuen nicht geteilt wird. Wenn also Somló, seine phänomenologische Bemerkung ins Normative hinüberleitend, definiert: „Sittlich ist, was einer Norm des Handelns entspricht, die ich (in Uebereinstimmung mit einer Vielheit) als unbedingt richtig fühle" — so muss man doch Protest erheben. Entweder nämlich ist die „Uebereinstimmung mit einer Vielheit" eine mit der als unbedingt richtig gefühlten Norm notwendig verknüpfte Erscheinung (wie Somló ja behauptet); dann ist es überflüssig, diese „Uebereinstimmung" in die Definition des Sittlichen hineinzunehmen, da es ja Fälle, wo Normen ohne diese „Uebereinstimmung" als unbedingt richtig gefühlt werden, hiernach nicht gibt! Oder aber: es gibt solche Fälle; dann ist die „Uebereinstimmung", wenn sie da ist, keineswegs ein Kriterium der Richtigkeit, — und die fehlende keineswegs ein Beweis der Falschheit. Vielmehr kann sittlich, das heisst seinsollend, durchaus auch das sein, was einer Norm des Handelns entspricht, die ich im Gegensatz zur ganzen Welt als unbedingt richtig fühle. (Dass solche Gegensätzlichkeit zur ganzen Welt wahrscheinlich nie vorkommt, ist psychologisch sehr interessant, ethisch recht gleichgültig.)

Diese Auffassung des Wertes als der Geltung bei einer Vielheit ist der Sterbeseufzer des Kritizismus; ist der letzte (unglückliche) Versuch, etwas jenseits von Richtig und Falsch Liegendes „begründen" zu wollen . . . Sonst steht Somló hier ganz auf voluntaristischem Boden; und sein Aufsatz dürfte daher, wenn nicht das Scharfsinnigste und Subtilste, so doch das Wichtigste sein, was seit Stammler's Büchern in der Rechtsphilosophie geleistet worden ist. „Es gibt keine andre Sittlichkeit als irgend eine positive Moral" —: wenn ein Denker, der alle vorschriftsmässigen Skeptizismen durchgemacht hat (und das ist bei Somló ersichtlich), dergleichen äussert, so ist das unzweifelhaft neu, imposant, monumental, und scheint mir die endgültige Befreiung ethisch-politischer Spekulation von Sankt Immanuels Methoden zu gewährleisten.

„Es gibt keine andre Sittlichkeit als irgend eine positive Moral": freilich muss hier, um der Törichten willen, besonderer Nachdruck gelegt werden auf „irgend eine"; damit nicht wer glaubt, die positive Moral — etwa die überkommene, kirchlich-staatlich-gesellschaftlich abgestempelte — sei identisch mit Sittlichkeit . . .

Während also der Relativist ein legislatives Problem unter Zugrundelegung von tausend Moralen tausendfältig „löst", löst es der Voluntarist eindeutig, unter Zugrundelegung seiner eigenen. Wem diese fehlt, das heisst: wer (wie ich gegen den „Standpunkte"-Standpunkt von Kantorowicz anführte) lediglich Forscher, Zweifler, Gewissenhafter des Geistes ist, — der muss völlig Abstand nehmen von der Problematik dessen, was sein soll; der muss als Passiver, als Theoretiker, als Bloss-Verstehender den Turnieren der Wollenden zuschauen. Wer aber ein Wollender ist, eine eigene Moral hat, über Werttafeln verfügt, der baut, wenn er politisch philosophiert, keineswegs seine Systeme auf „Vorurteilen" auf, wie der Relativist; denn seine Fundamente sind ja garnicht Urteile, sondern Wollungen. Der Relativist verlangt, dass man dogmatisch angesetzte Werte, die einander widersprechen, als gleichberechtigt anerkenne; der Voluntarist fragt garnicht danach, ob die Werte (nämlich seine Werte) „berechtigt" seien oder nicht —: er setzt sie einfach an. Daher kann er auch nie dogmatisch sein; er behauptet ja nicht, dass seine Wertungen „richtig" wären; er — wertet vielmehr! (Von Dogmatismus kann man überall nur dort reden, wo ein Satz vorgibt, Erkenntnis zu sein; nie dort, wo er einen Willen ausspricht.) Der Voluntarist ist nicht darauf aus, zu erkennen, sondern: zu bewirken. Er will nicht begründen, sondern er — will!

Dabei vermag er der Intellektualität sogar einen viel grösseren Platz einzuräumen als der Subjektivist. Diesem sind die Fragen de lege ferenda immer nur „Sache der undiskutierbaren persönlichen Ueberzeugung";[1] der Voluntarist dagegen sieht ein, dass er mit seinen Wertgefühlen nicht alleinsteht, dass er sich mit seinen „Parteigenossen" zusammentun kann, und dass nun aufgrund der gemeinsamen Wertgefühle als eines unproblematisierten Kodex, einer ehernen Moses-Tafel, einer „Hierarchie der Masstäbe" (Ausdruck Somló's)

---

[1]) Vergleichen Sie: Simmel: „Einleitung in die Moralwissenschaft" I, 11

[2]) In der Sammlung „Wissenschaft und Bildung", Leipzig 1910

[1]) Seite 16

[2]) Seite 49

[3]) „Massstäbe . . .", Seite 521

[4]) Seite 517/518

[5]) Simmel, „Hauptprobleme der Philosophie", Sammlung Göschen, 1910, Seite 25/26

[1]) Radbruch, in dem erwähnten Aufsatz, Aschaffenburgs Monatsschrift II

ne vollkommen rationale Diskussion von Einzelfragen öglich ist. So eindringlich immer wieder der Anspruch es nach letzten Gründen fahndenden Intellekts auf ritische Fundamentierung von Sollensinhalten zurück-ewiesen und die Möglichkeit kategorisch „richtiger" nd kategorisch „falscher" Wollungen verneint werden uss, so sehr muss man sich davor hüten, den Logos us den Spielen der praktischen Vernunft gänzlich uszuschalten. Hypothetisch „richtige" und ypothetisch „falsche" Wollungen sind durchaus öglich. Die logische Struktur der Ueber- und Unter-rdnung, das Verhältnis von Obersatz zu Untersatz, esteht auch im Bezirk des Teleologischen. Es kann ne Wollung sehr wohl im Widerspruch stehen ı einer anderen, die ihr, ihrem Inhalt nach, logisch uperordiniert ist; dann ist jene Wollung inbezug auf iese „falsch". Das ist ein seiner Relation nach hypo-etisches Urteil: ein Inhalt wird als „falsch" prädiziert nter der Voraussetzung, dass die Prädizierung eines nderen Inhalts als eines „richtigen" bestehen bleibt. Jeder-eit existiert bei dieser Situation die logische und psycho-gische Möglichkeit, diese letztere Prädizierung aufzuheben. lan muss sich entweder dazu bequemen, in Rücksicht uf das Prinzip im Spezialfall anders zu wollen, als ıan zunächst wollte — oder aber sich dazu ent-chliessen, das Prinzip fallen zu lassen. Man muss ntweder die Unterwollung der Oberwollung oder die)berwollung der Unterwollung opfern; drittenfalls gerät ıan in Widersprüche.

Aufgrund der voluntaristischen Wertphilosophie sind lso Diskussionen und teleologische Einigungen sehr nöglich. Tatsächlich wird ja auf diese Art auch von eher Politik getrieben. In der Praxis ist die Methode eileibe nichts Neues; aber es galt hier, dieser prak-schen Methode ihre Theorie beizugeben, die Methode ls die einzig unanfechtbare zu legitimieren. Es galt, ie alte Koalition zwischen praktischer Philosophie und heoretischer Philosophie zu sprengen und eine neue Koalition zwischen praktischer Philosophie und praktischer Politik herzustellen. Es galt den Willen der de facto wirk-am ist, nun auch als de iure wirksam zu restituieren. Ist ies einmal geschehen, dann braucht der Rechtsphilo-oph sich nicht mehr, aus bleicher Furcht vor Dogma-ismus, darauf zu beschränken, als normenloser Kon-truktor möglicher Systeme, als impotenter Anglotzer on Tatbeständen, das überflüssige Dasein des Rela-ivisten zu fristen; sondern er darf, vif und in Aus-virkung seiner Temperamente, Gegenwart und Zukunft eeinflussen; in voller Einsicht dessen, dass es Streitig-eiten gibt, worin „wir immer nur Partei, niemals Richter ein können" (Radbruch); dennoch den seichteren Agi-atoren sehr überlegen durch die Fähigkeit, Einzel-naterien den gewollten Prinzipien mit logisch-wissen-chaftlicher Unanfechtbarkeit zu subsumieren und in Debatten stets darüber Klarheit zu schaffen, „ob es sich m eigentliche Bewertungsfragen oder um Zweckmässig-eitsfragen bezüglich der anzuwendenden Mittel han-lelt".[1])

. . Man muss in diesen Dingen nicht den Ehrgeiz der Originalität haben. Es handelt sich nicht um künstlerisches Schaffen; nicht einmal um Erkennen; es handelt sich letzten Endes um Verbesserung mensch-licher Zustände. (Um Verbesserung menschlicher Zu-stände von einer Platform geklärtester Geistigkeit aus.) Es mag sein, dass die Ueberwindung des Relativismus in der Rechtsphilosophie durch die Restitution des Willens in keinem Punkte neu ist, vielleicht nichtmal ihrer prinzipiellen Idee nach: dennoch vindiziere ich diesen Erörterungen prolegomenale Bedeutung für jede künftige Philosophie des Rechts; für jede philosophische Politik; für jede soziale Ethik. Und der einzige Ein-wand, der sich erheben kann — der sich allerdings auch immer wieder und wieder erheben wird — ist kein Einwand. Ob die hier als Wurzel aller Soll-Spekulation stabilierte positive Moral, diese Hierarchie der Werte intellektuell begründet werden könne, ob sich ihr Inhalt der „Notwendigkeit" und „Allgemeingültigkeit" erfreue, ob sie „objektiv" und „richtig" sei ———: das ist eine falsche Fragestellung! Unser Denken freilich ist kritizistisch so sehr verseucht, dass uns das Umlernen schwerfallen wird. Selbst denen wird es schwerfallen, die die voluntaristische Idee in sich erlebt haben und intuitiv erkannt haben, von wie ungeheurer psychohygienischer Wichtigkeit sie ist. Aber umgelernt werden muss! Nur durch ein radikale Befreiung von der Tyrannis jener intellektualistischen Auffassung, die im Philosophen — auch im praktischen Philosophen — immer nur den grossen Begründerich sieht, werden wir der müde, matt und relativistisch gewordenen Rechtsphilosophie wieder auf die Beine helfen können; auf dass sie sich aus der Sackgasse bewege, in welche Kant und Kantorowicz sie gelockt.

Gegen Positivisten, Genetiker, Psychologisten und sonstige Empiriebolde bleibt der Kritizismus nach wie vor im Recht, als Abwehr von allerhand Flachköpfigkeiten; in der Offensive jedoch, in der wirklichen Wertung, im Sturm auf die Zukunft, hat er abgewirtschaftet. Der kommenden Ethik und politischen Philosophie wird das 972. Aphorisma im „Willen zur Macht" als Motto dienen müssen[1]), darin es heisst:

„. . . . erkannte ich endlich, dass es zwei unterschiedliche Arten von Philosophen gibt:

1. solche, welche irgend einen grossen Tatbestand von Wertschätzungen (logisch oder moralisch) feststellen wollen;

2. solche, welche Gesetzgeber solcher Wertschätzungen sind.

Die Ersten suchen sich der vorhandenen oder vergangenen Welt zu bemächtigen, indem sie das mannigfach Geschehende durch Zeichen zusammenfassen und abkürzen: ihnen liegt daran, das bisherige Geschehen übersichtlich, überdenkbar, fassbar, handlich zu machen. . . .

Die Zweiten aber sind Befehlende; sie sagen: „So soll es sein!" Sie bestimmen erst das „Wohin" und „Wozu", den Nutzen, was Nutzen der Menschen ist."

Ende

---

[1]) Somló, „Massstäbe" Seite 521. — Auf die notwendige strenge Trennung zwischen Mittel- und Zweck-Erörterung — in der Strafrechtskritik: zwischen „Kriminalpolitik" und „Timoretik" (Strafwürdigkeitslehre) — habe ich bereits in dem Aufsatz „Strafrechtskritik und Ethik" (Aschaffenburg VI, Seite 627) hingewiesen. — Die voluntaristische Rechtsphilosophie, gerade mit ihrem logizistischen Ueberbau, findet sich in nuce übrigens bei Simmel, „Philosophie des Geldes", Seite 456, wo es heisst: „So wenig also der Wille . . . von sich aus irgend einen bestimmten Inhalt erkürt, so wenig geht aus dem blossen Bewusstsein der Weltinhalte, also aus der Intellektualität, irgend eine Zwecksetzung hervor. Vielmehr, zu der völligen Indifferenz derselben und aus ihr selbst nicht berechenbar tritt an irgend einem Punkte die Betonung des Willens auf. Ist dies erst einmal geschehen, so findet freilich rein logisch und durch die theoretische Sachlichkeit bestimmt, die Ueberleitung des Willens auf andere, mit jenem ersten kausal verbundne Vorstellungen statt, die nun als „Mittel" zu jenem Endzweck gelten."

[1]) Vergleichen Sie auch Nietzsche: „Götzendämmerung" Aphorisma 211

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

XCV

Lotte Wiedewitt

Die Lotte Wiedewitt hatte sich nach dem Tode ihres Gatten sehr verändert; sie war immer sehr ernst und zuweilen sehr zerstreut — sie dachte soviel über das Weiterleben nach dem Tode nach.

Und die Frau Lotte verkehrte mit der Frau Cäcilie fast täglich, und es kam auch mal vor, dass der Kaiser mit den beiden Frauen zusammen war. Da sagte der denn mal so nebenbei:

„Der Lebenstempel soll grösser als eine ganze Stadt werden — wo bauen wir den nur hin?"

„In Schilda!" meinte da die Lotte ganz ernst.

Da musste der Kaiser lachen und sagte, dass das gar kein übler Platz sei — dicht am Meere — auf hohem Strande — auf historischem Boden — auf einem Boden, auf dem der Kaiser Philander mal Oberbürgermeister von Schilda war . . . .

Diese Erörterungen brachten aber die Lotte Wiedewitt so unvermittelt in die Vergangenheit zurück, dass sie plötzlich laut zu weinen anfing.

Die Frau Cäcilie wollte sie trösten, aber sie weinte immerzu und sagte dann schluchzend:

„Es kann doch nicht zu Ende sein! Es kann doch nicht zu Ende sein!"

Da sprach der Kaiser, während ihm auch ein paar Tränen in den falschen Bart rieselten:

„Es ist auch nicht zu Ende, Frau Lotte. Der Kaiser Moritz lebt — er lebt nur anders jetzt als die Frau Lotte."

Da wollte die Lotte mehr hören, und dabei sagte sie, dass doch darüber eigentlich nur ganz alte Herren mit langen weissen Bärten sprechen könnten.

Als nun der Kaiser wieder mal das Lob seines weissen Bartes hörte, da war er nahe daran, ihn vor der Lotte abzunehmen — doch er besann sich noch zur rechten Zeit — und liess die Frauen sehr bald allein.

Und da sprachen denn die beiden Frauen weiter über das Leben und über das Sterben — und die Lotte entwickelte zuweilen so drollige Ansichten, dass die Cäcilie öfters lachen musste.

Dabei lernte die Kaiserin Cäcilie das Leben in Schilda sehr genau kennen, die Lotte konnte garnicht genug von Schilda erzählen — aber sie musste doch sehr viel weinen dabei — ihr wurde die alte Zeit so schwer, obgleich es doch auch eine recht böse Zeit war.

XCVI

Die Maschinen des Herrn Sebastian

Der Herr Sebastian hatte sich sehr bald nach seiner Flucht dem Kaiser vorgestellt, und dieser hatte gleich alle seine Unternehmungen mit reichlichen Geldmitteln unterstützt.

Unter den neuen Maschinen, die der Herr Sebastian in Schilda erfunden hatte, befanden sich aber drei Maschinen, die für den Häuserbau sehr wertvoll waren; durch die neuen Sebastianischen Baumaschinen liessen sich ganz grosse Häuser fast ohne Handtätigkeit herstellen — und so schnell arbeiteten die Maschinen, dass es leicht möglich gemacht werden konnte, in vierzehn Tagen eine ganze Stadt zu erbauen.

Da wars sehr natürlich, dass der Herr Sebastian vom Bau des Lebenstempels in Schilda sehr bald das Nähere zu hören bekam — und alle nötigen Baumaterialien nach Schilda schaffte, um in gegebenen Moment so schnell bauen zu können, wie keiner zuvor.

Als ihm der Kaiser zu seinen neuen Erfindungen Glück wünschte, da sagte der Herr Sebastian leise:

„Wär alles nicht gekommen, wenn ich nicht Oberbürgermeister von Schilda ein halbes Jahr hindurch gewesen wäre. Den Schaffenden ist das Eingesperrtwerden zuweilen sehr dienlich."

„Ja", erwiderte der Kaiser, „das werde ich mir merken, Herr Sebastian."

Bei einem Glase Bier sprachen die beiden Herren weiter über das Eingesperrtwerden — und ganz ernst — nur so zwischenein mussten sie mal auflachen.

Der Herr Schlackenborg, der Obermaschinist des Sebastianischen Luftschiffes, sprach dann noch mit dem Kaiser und erzählte auch vom Herrn Bartmann.

Da hielts der Kaiser nicht mehr aus, er stürmte wild davon und rief in seinem Perlmutterzimmer:

„Den Spass mach ich wirklich nicht noch mal."

Herr Schlackenborg aber wunderte sich sehr über des Kaisers hastiges Davonstürmen.

XCVII

Schildas Ende

Da durch die siebzigtausend Toten ein grosser Mangel an Beamten entstanden war, so ging es leicht an, sämtlichen Bewohnern von Schilda vortreffliche Stellungen anzubieten, und die Schildbürger nahmen die Stellungen an, da sie der Kaiser in einem sehr höflichen Schreiben also gebeten hatte:

„Ich bin Euer Oberbürgermeister gewesen, und Ihr glaubtet, richtig zu handeln, indem Ihr später noch einen meiner Doppelgänger zum Oberbürgermeister wähltet. Deswegen tut aber auch, was ich euch sage: die Zeiten sind zu ernst geworden — wendet Euch nicht mehr von dem Geiste des Volkes ab — dieser Geist des Volkes ist ja durch die letzten furchtbaren Naturereignisse ganz anders geworden — so ganz anders geworden, dass ich mich auch mit ihm versöhnen konnte. Also tut, was ich auch getan habe. Ich werde ausserdem dafür sorgen, dass selbst denen, die sich vom Volksgeiste auch fernerhin emanzipieren wollen, kein wirtschaftlicher Schaden entsteht; die Geistlichkeit ist mit der Schonung der emanzipierten durchaus einverstanden."

Da klopften sich die Schildbürger, als sie das gelesen hatten, vergnügt auf die Schultern und lachten sich so lustig an — wie sie es lange nicht getan hatten.

Und sie erklärten einstimmig:

„Dann hst ja alle Not für uns ein Ende."

Danach dankten sie den Kaiser in lustigster Form, schickten ihm den roten Mantel und die Oberbürgermeisterkappe zu, liessen alle ihre wertvolleren Sachen, die einen historisehen Wert beanspruchten, in ein Altertums-Museum bringen — und zerstreuten sich über das ganze Land.

Hierauf wurde Schilda abgebrochen mit Sebastianischen Abbruchsmaschinen in acht Tagen.

Und vier Wochen später stand das Aeussere des grossen Lebenstempels fix und fertig dort — wo einstmals Schilda stand.

XCVIII

Die Asketen

Das straffe Regiment der Priester hatte nun aus den Utopianern im Handumdreheen ein ausserordentlich ernstes Volk gemacht, sodass die Schildbürger nicht überall sehr freundlich aufgenommen wurden.

Da liess der Kaiser ein grosses Rundschreiben anfertigen, in dem zum Schluss zu lesen stand:

„Die Askese ist nur zur Erzeugung der grösseren Lebensfreude da, die nicht identisch ist, mit dem, was wir sonst Lebensgenuss nennen. Diese grössere Lebensfreude können wir Menschen aber vorläufig noch nicht in einem fort vertragen, sodass es gut scheint, den harmlosen Spass nicht zu heftig zu verdammen, wenn er nur eine kleine Erholung sein will. Die Schildbürger sind in Utopia auch nur eine kleine Erholung."

„Aber Herr Kaiser," rief da die ganze Literaturzentrale, „was verstehn Sie denn unter einer kleinen Erholung?"

Der Kaiser ärgerte sich über diese kühne Anrempelung und beschloss, sich dafür zu rächen.

Er liess feierlich sagen:

„Eine kleine Erholung ist es zum Beispiel, wenn das Frühlingsfest in diesem Jahre ganz still ohne Festlichkeit gefeiert wird — und zwar so, dass jeder Utopianer drei Tage nicht seine Wohnung verlässt. Die Priesterschaft ist einverstanden."

Da sagte die Literaturzentrale:

„Der Kaiser bekommt einen bösartigen Humor Wir wollen zu den Schildbürgern liebenswürdig sein."

Und man wars.

XCIX

Philanders Testament

Am dritten Tage des Frühlingsfestes liess der Kaiser Philander seine Priester kommen und sprach zu ihnen:

„Zur Erinnerung an dieses stille Frühlingsfest möchte ich einen geheimen Orden gründen — den Orden der Bartmänner! In ihn sollen die Oberpriester nur diejenigen Herren aufnehmen, die sich durch grosse diplomatische Geschicklichkeit auszeichnen — und diese Geschicklichkeit sollen sie dazu gebrauchen, die Schaffenden — als da sind: Erfinder, Dichter, Künstler, Gelehrte undsoweiter — gelegentlich durch kleine Nadelstiche empfindlich zu reizen — damit mir die Gesellschaft nicht wieder schlapp wird. Ich vermache dem Orden neun Zehntel meines Vermögens; meine Frau ist damit einverstanden."

Man war etwas verblüfft — aber die Sache wurde natürlich von Schamawi ganz ernstlich in die Wege geleitet.

„Hm," sagte nachher der Kaiser, als er mit Schamawi allein war, „vor dreitausend Jahren, als die Kultur des wilden Westens noch dominierte, da brauchte man den Orden der Bartmänner noch nicht — da wurden dem Schaffenden ganz von selbst so wiele Unannehmlichkeiten in den Weg geworfen, dass er für Anregung nicht weiter zu sorgen hatte. Aber heute gehts uns zu gut; die Gerechtigkeits- und die Bequemlichkeitsliebe sind bei uns so weit ausgebildet, dass der Natur die natürlichen Sporen fehlen die müssen wir ersetzen; der Lebenstempel muss die Bartmännner ganz besonders raffiniert ausbilden."

„Das werden wir schon besorgen!" erklärte der Oberpriester Schamawi.

Da zog der Kaiser die Schnupftabaksdose, die der Herr Citronenthal so genau beschrieben hatte, aus der Westentasche heraus und bot seinem Oheim, dem Oberpriester Schamawi, eine Prise Schnupftabak an und nahm selber ebenfalls eine.

Da musste jeder der beiden Herren drei Mal niesen.

In ganz Utopia war es aber so still, wie in einer Kirche.

Der Kaiser lächelte.

Auch der schwarze See lag in der Tiefe ganz still.

„Wir wollen zu meiner Frau gehen!" sagte der Kaiser.

Und sie gingen zur Frau Cäcilie, während der Kaiser in Gedanken immer noch seine alte Schnupftabaksdose in der linke Hand hielt.

Ende

Traum

Von Olga Schneider

. . . . . Ich bin zum Tode verurteilt. Weshalb und durch wen, weiss ich nicht. Am Dienstag soll ich sterben. Da sagt der Papa, ich soll eine Rede verfassen, und diesen oder jenen Punkt zur Milderung meiner Handlungsweise anführen, dann wird mich der Kaiser begnadigen. Und ich setz mich und schreib und schreib und rede zu mir in lauter juristisch-lateinischen Ausdrücken und mit einem Mal steh ich in einem Hörsaal oben auf der Kanzel, habe eine schwarze Kutte an und halte einen Vortrag über höhere Mathematik und entwickle eine Beredsamkeit, ein Können und Wissen auf diesem Gebiet, dazu spreche ich in einer mir völlig fremden Sprache so fliessend und überzeugend, dass alle Leute mir zujubeln, wie toll applaudieren, mit den Füssen strampeln und ich mich immer wieder verbeugen muss. Und der Papa sagt: „So, ich hab bewirkt, dass Du noch eine Woche Bedenkzeit bekommst." — Und ich sitze in der elektrischen Strassenbahn, da steht ein Herr mir gegenüber auf, verbeugt sich und fordert mich zum Tanzen auf, und wir tanzen im engen Raum der Elektrischen, die Leute pfeifen einen Walzer dazu, geben mit den Füssen den Takt und der Kondukteur ärgert sich und sagt immer: „Das Spucken und Rauchen ist hier verboten —". Plötzlich geht die Türe auf, wir tanzen auf die vordere Plattform hinaus, stehen auf einmal oben auf den Drähten der elektrischen Leitung — die Funken sprühen grün und blau in unsere Körper über — ich will immer nach den Drähten fassen — und sause mit dem Freilauf einen Berg hinunter — verliere das Pedal — und der Freilauf saust, dass der Staub in Wolken auffliegt, mich einhüllt, ich nichts sehe, nichts, nichts — und da fällt mir ein, ich muss dem Otto einen Brief schreiben und zur Maria-Antoinette gehen, damit sie mich begnadigt — und fahre die steile Strasse zur Maria-Plainanhöhe in Salzburg hinauf — es ist furchtbar heiss — ich schwitze und schwitze — ärgere mich furchtbar, dass man sich mit frischgewaschenen Haaren absolut keine anständige Frisur machen kann — und nehme das Rad auf die Schultern, trag es den steilen Berg hinauf bis zum Gipfel und da steht ein Säulentempel, wie die Akropolis herrlich, ich setze mich auf einen Stein, lehne mich an eine Säule — und da sind meine Bergschuhe voll Schnee und so schwer, als hätte ich Eisen drin — und schaue mir die Aussicht an, es ist aber nicht Salzburg, das vor mir liegt, ich sehe mit einmal nichts als so schmutziggelbe, braunrot abgegriffene Steine, wie in einem Baukasten und denke mir: „Wieder ein verschwendeter Tag, aber im Freien verlebt!"

Bekannte

Der fettig Lächelnde aus Oesterreich
Reicht zu jovialem Grusse mir die Hand.
Franziska lehnt zerrissen an der Wand;
Hassblitzend mustert sie und geil und bleich
Mich und den fettigen Herrn aus Oesterreich.
Er stellt uns beide vor, und formgewandt
Verzieht er sich. Ich bin korrekt-galant,
Sie fassungslos. Ich werde plötzlich weich
Und sage leise: Zartes junges Tier,
Hast Du denn Angst? und Ekel? Zieht Dich nicht
Unter der Schwelle rassig fahle Gier
Dennoch hinüber in das heisse Licht?
Du schriebst mir . . . und doch Ekel? und vor mir?
— Sie senkt die Lider. Und ich schweige schlicht.

Arthur Kronfeld

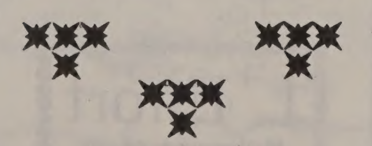
Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
in Vertretung: Oskar Kokoschka

Neue Sezession

Dritte Ausstellung

Galerie Maximilian Macht

Berlin W. Ranke-Strasse 1
an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche



 Inseratenannahme: Geschäftsstelle „Der Sturm" Hannover, Artilleriestr. 15, für Berlin, Potsdamerstr. 111, sowie sämtl. Annoncen-Expeditionen Druck v. Carl Schüssler-Hannover